

G e s p r ä c h e.

Diofles und Lucian.

Ein Gespräch im Elysium.

Diofles (noch allein.)

Wie ist mir? Wo bin ich? Ist dieß Elysium? die schönste Insel der Seligen, „wo goldne Blumen glüh'n? wo ein ewiger Frühling von Früchten aller Art überfließt? — Wo sind die reinen KrySTALLBÄCHE? wo die immergrünen, blumenvollen Wiesen, die mir von Dichtern und Weisen versprochen wurden? wo die Sonne, die Tagen und Nächten immer gleich leuchtet?“ — Nichts als Dämmerung und Dämmerung! und eine Stille, so still, so still, daß ich das wiegende Schwanken einer Lilie auf ihrem Stängel hören könnte! Ein wahres Schattenland! — Und bin ich denn auch ein Schatten? — Ich? — Was nennst du Dich? Ich kenne Dich nicht mehr! — Ach! welch ein seltsames Drängen und Winden und Scheiden und Absondern fühl' ich in mir? — Mich dünkt, ich bin mir das nicht mehr bewußt, was ich mir kaum noch bewußt war, und doch fühle ich noch, daß ich Diofles bin. — Wunderbar! mir ist, als fälle alle Augenblicke etwas von mir ab, bald wie Schuppen, bald wie ein Nebel, den die Sonne niederdrückt. — Ein seltsamer Zustand! so leer, so leicht, so durchsichtig! — Es ist nicht ganz recht mit mir — gar nicht, wie ich mir's dachte — und doch bin ich eher wohl als übel. — Aber, seh ich nicht dort einen Schatten gegen mich herschweben? Sein Ansehen ist frey, und ruhig, und edel. Gewiß einer

von den Weisen eines bessern Zeitalters! — Ich will ihn anreden; er soll mir sagen, ob dieß Elysium ist.

Darf ich dich anreden? Darf ich dich fragen, wie du genannt wirst?

Lucian. Du darfst Alles, was du kannst. Wir sind hier alle gleich, und haben, wie die alten Atlanten, keine besondern Nahmen, außer wenn wir uns von unserem vormahligen Leben unter einander besprechen. Da ich noch auf der Oberwelt war, nannten sie mich Lucian.

Diofles (ein wenig zusammen fahrend.) Lucian? — So bitte ich dich: schon' meiner!

Lucian. Warum bittest du mich das?

Diofles. Weil du mich ohne Zweifel noch schärfer sehen wirst, als ich mich selbst sehe. Ich bin gar nicht mit mir selbst zufrieden.

Lucian. Du bist also ein neuer Ankömmling? Habe Muth! es wird immer besser mit dir werden.

Diofles. Sage mir doch, bin ich wirklich im Elysium? Kann dieser Ort, wo wir jetzt sind, Elysium seyn?

Lucian. Du bist im Elysium; aber deine Sinne sind noch nicht ganz gereiniget.

Diofles. Das muß es seyn! Nun versteh' ich's. Der Fehler muß an mir liegen, daß mir alles so trübe, so schattensmäßig, so öde und todt vorkommt.

Lucian. Du wirst ja diesen Augenblick erst geboren. Deine Augen sind noch dunkel, deine Ohren noch schlaff; du bist unsrer Luft, unsers Lichts noch ungewohnt. Aber das wird sich bald geben.

Diofles. Sage mir doch, was ist das, das sich fast alle Augenblicke — eben jetzt, da ich mit dir rede — wie von mir ablöst, und wie Lappen eines zerrissenen wolligen Nebels, seitwärts an mir niederwallt?

Lucian. Dünkt dich nicht, du werdest bey jeder dieser Absckälungen leichter, freyer, dir selbst durchschaulicher?

Diofles. So dünkt mich — aber nur gar zu leicht,

gar zu durchsichtig! Denn ich merke wohl, es wird vor lauter Abschälungen, wie du es nennst, beynah nichts von mir übrig bleiben.

Lucian. Sey unbekümmert! Es wird sich nichts abschälen, um was du dich nicht desto besser befinden wirst. Es sind nur die Täuschungen des Eigendünkels, die dich bisher umwickelten, und die Ursachen deiner meisten Leiden und Freuden waren.

Dioles. Hilf Himmel! Wenn dieß ist, was für ein Puppen- und Tragenspiel von Täuschung und Blendwerk war das, was ich mein Leben nannte!

Lucian. Merkest du das? — Und doch wird es dir nicht an einem Lebensbeschreiber fehlen, der eine gar feine Composition daraus zu machen wissen wird.

Dioles. O das ist häßlich! Meine Vorzüge, meine Tugenden, meine Freuden, beynah alle — vielleicht gar alles zusammen — lauter Täuschungen!

Lucian. Dafür waren es aber deine Leiden auch.

Dioles. Desto schlimmer! desto schlimmer! Ich fühlte mich so stark, so groß, wenn ich sie standhaft, edel wie ein Weiser zu tragen glaubte. — Wie lächerlich ich dir vorkommen muß!

Lucian. Gar nicht! Die Last, die ein Mann kaum auf seinen Schultern fühlt, würde ein Kind niederdrücken. Hierin liegt die Täuschung nicht, Bruder. Aber wenn du deine Leiden so standhaft, so edel, so heldenmüthig zu tragen glaubtest, davon geht nun wohl etwas ab.

Dioles. Ich litt freylich nur — was ich nicht ändern konnte, und ächzte, klagte, schrie, so gut wie ein gemeiner Mensch, wenn mich niemand hörte, vor dem ich mich schämte, nur ein gemeiner Mensch zu seyn.

Lucian. Das ist wohl die dickste und häßlichste von allen Schuppen, kein gemeiner Mensch seyn zu wollen, wenn man im Grunde doch nur ein gemeiner Mensch ist. Siehst du, was für ein Klumpen wieder von dir fällt?

Diokles. Hilf mir! Ich zerfalle! Ich zerfließe in Dunst und Schlacken!

Lucian. Das Ärgste wird nun bald vorüber seyn. Sey ruhig, wir waren alle nur gemeine Menschen. — Mehr oder weniger Häute, schlechtere oder buntere Schuppen, machten den ganzen Unterschied.

Diokles. Und die großen, die herrlichen Menschen sollten keine Ausnahme machen?

Lucian. Frage sie selbst, wenn du einst zu ihnen gekommen seyn wirst.

Diokles. Ihr lebt also hier frey von Allem, was die Sinne der Sterblichen fälscht? Jeder erscheint dem andern wie er ist?

Lucian. Und sich selbst, wie er war.

Diokles. Und ihr seyd glücklich?

Lucian. Eben darum! In unserem vorigen Zustande war es freylich anders. Aber hier, wo alles in vollkommenem Gleichgewicht, alles in Ruhe ist, wo keiner von dem andern was zu fürchten noch zu hoffen hat, wo keine Schiefheit, keine Vorurtheile, kein Neid, keine Schelsucht, keine Rachgier, mehr Platz hat, — wo also schlechterdings keine Ursache ist, was anderes oder besseres scheinen zu wollen, oder zu müssen, als man ist; hier kann man niemand täuschen, wenn man auch wollte; und nicht täuschen wollen, wenn man auch könnte. Auch sich selbst nicht; denn man ist nur falsch gegen sich selbst, wenn man nicht wahr gegen Andere seyn darf. Kurz, bey uns ist alles wahr, und eben darum sind wir glücklich.

Diokles. Mich dünkt, es wird Mühe kosten, bis ich mich an eure Glückseligkeit werde gewöhnen können.

Lucian. Warst du etwa ein König?

Diokles. Ein König! — Zuweilen, ja, aber nur in der Einbildung; und das endigte immer damit, daß ich Satyrn auf die Könige machte, die es wirklich waren.

Lucian. Hast du jemahls gehört, daß ein Günstling, eh' er in Ungnade fiel, oder ein Officier, wenn er ein Regi-

ment erwartete, oder ein Poet, wenn er eine Pension erhielt, eine Satyre auf die Könige gemacht habe?

Diockles. Ich verstehe dich; aber das war doch bey mir die Ursache nicht.

Lucian. Nimm dich in Acht!

Diockles. Ich war zum Glück in einer Lage, daß ich ihrer Gnade entbehren konnte.

Lucian. Du wäntest also vielleicht, du würdest es an ihrem Platze besser gemacht haben?

Diockles. Das war freylich auch eine häßliche Täuschung. Aber mein Haß gegen die Könige floss wahrlich aus einer reinern Quelle.

Lucian. Nimm dich in Acht, Bruder!

Diockles. Es war ein wirkliches Mitleiden mit dem armen Menschengeschlechte —

Lucian. Und aus wirklichem Mitleiden mit dem armen Menschengeschlechte — hättest du selbst König seyn mögen?

Diockles. Ich läugn' es nicht — aber bloß um Gutes zu thun!

Lucian. Hättest du Herr über den ganzen Erdkreis seyn mögen?

Diockles. Bloß um desto Mehreren Gutes zu thun.

Lucian. Und unumschränkter Selbstbeherrscher?

Diockles. Bloß um das Gute desto ungehinderter zu thun.

Lucian. Ernstlich, das konntest du dir einbilden?

Diockles. O weh! —

Lucian. Da schuppte sich wieder eine garstige dicke Haut ab!

Diockles. Ach, was wird aus allen den Tugenden werden, in deren Bewußtseyn ich mir oft so gültlich that!

Lucian. Das war wohl eine sanfte Schaukel?

Diockles. Wie glücklich ich mich dann fühlte! — Nein! Ich bin nicht im Elysium. — Mir ist hier ganz anders. —

Lucian. Du büßest hier für — deine Tugenden.

Dio kles. Die ich zu haben wähnte und nicht hatte, meinst du?

Lucian. Und die dir weder Anstrengung noch Opfer kosteten. Du warst da oben wohl ein Dichter, nicht so?

Dio kles. Und liebte die Wahrheit über Alles —

Lucian. Und belogst dich selbst und die Welt dein ganzes Leben lang?

Dio kles. Du bist noch immer Lucian, wie ich höre.

Lucian. Bruder, es steht noch nicht recht mit dir. — Gehe dem schlängelnden Fußpfade zwischen diesen Platanen nach; er wird zu einer Grotte führen, in deren Vertiefung du eine Art von warmem Bade finden wirst. Bediene dich dessen ungescheut; es wird dich erweichen, und dir eine gelinde Ausdünstung verschaffen, nach welcher du dich viel besser befinden wirst. Wenige kommen hierher, die dieses Bad nicht eine Zeit lang bedürften, und niemand, dem nicht gerathen würde, es zur Vorsicht wenigstens Einmahl zu gebrauchen. Geh, weil es doch seyn muß! Wenn wir uns wieder sehen, wirst du fühlen, daß du im Elysium bist.

Wieland.

Hylas und Philonius.

(Fragment.)

Hylas. Wenn auch die Materie an und für sich nicht denken kann; wird ihr die Allmacht Gottes nicht die Kraft zu denken mittheilen können?

Philon. Wir wollen sehen, mein Freund. — Wie fängt es die Allmacht an, daß sie am Dorne Rosen wachsen läßt? Erschafft sie etwa jährlich in der Rosenzeit frische Knospen aus dem Nichts, und befestigt sie an den Strauch?

Hyl. Das nicht; vielmehr hat sie in den Dorn selbst den Samen gelegt, aus welchem zu ihrer Zeit die Rosen hervorsprossen.

Philon. Also, wer den Rosensamen zergliedern, und seinen innern Bau mit mikroskopischen Augen betrachten kann,

der wird deutlich einsehen, wie aus dem fein organisirten Samen, durch die Entwicklung, Rosen aufblühen können?

Hyl. Allerdings! Wenn nur seine Sinne zart genug sind, oder die Instrumente genug vergrößern.

Philon. Gesezt aber, die Allmacht wollte am Rosenstocke, der nur Rosensamen führt, Citronen wachsen lassen; würde sie nicht diese, dem Strauch unnatürliche Früchte besonders erschaffen, und an den Stängeln befestigen müssen?

Hyl. Nicht anders! Aber alsdann würden die Früchte am Rosenstocke nur zu wachsen scheinen, nicht wirklich wachsen.

Philon. Mehr aber als diesen bloßen Schein, dünkt mich, kann selbst die Allmacht in diesem Fall nicht erhalten; sie müßte denn den Rosendorn in einen Citronenbaum verwandeln; das heißt, nach der Sprache einer gesunden Philosophie, den Rosendorn vernichten, und einen Citronenbaum an die Stelle setzen.

Hyl. Das wäre dann aber nicht das, was wir verlangten.

Philon. Freylich nicht! Und es bliebe also bey dem Vorigen: die Allmacht würde die Citronen besonders erschaffen, und mit dem Rosenstrauche verbinden müssen. Wie aber? Der Stamm führt ja keine Citronensäfte. Woher werden denn die Früchte ihre Nahrung nehmen?

Hyl. Diese wird ihnen die Allmacht aus der Luft oder sonst woher zuführen müssen.

Philon. Und wenn nun der Stock vergeht; haben die Citronen mehr als ihre Stütze verloren?

Hyl. Sicherlich nicht. Da der Stamm, an dem sie hingen, sie weder hervor gebracht noch genährt hatte.

Philon. Nunmehr wieder zu unserer Hauptfrage! — Sie haben mir eingeräumt, daß die Materie an und für sich nicht denken könne; das heißt, daß sie, vermöge ihrer innern Structur, unendlicher Gestalten, Bewegungen, aber keiner Gedanken fähig sey.

Hyl. Ich gebe zu, daß Cartesius dieses so gut als erwiesen hat.

Philon. Der Grund zu den Gedanken liegt also nicht in der Materie, so wenig als Citronensamen im Rosendorn. Aber Gott soll der Materie die Kraft zu denken mittheilen. Muß er nicht diese Kraft besonders erschaffen, und mit der Materie verbinden?

Hyl. Allerdings! — so wie wir an unserem Beispiele gesehen haben.

Philon. Dadurch aber erlangt die Materie nur dem Scheine nach die Kraft zu denken; diese kann ihr in der That so wenig eigenthümlich werden, als am Rosenstocke wirklich Citronen wachsen können?

Hyl. Auch das muß ich zugeben.

Philon. Die Frage war also nicht: ob die Allmacht der Materie die Kraft zu denken mittheilen könne? denn dieß ist unmöglich; sondern: ob sie nicht eine Kraft zu denken erschaffen und mit der Materie verbinden könne? und sieh! dieß hat sie wirklich gethan. Sie hat mit gewissen Portionen organisirter Materie eine besonders erschaffene Kraft zu denken verbunden, und beyde zusammen machen das lebendige Thier aus. Wie die Früchte zum fremden Stamme, so verhält sich die Kraft zu denken zur organisirten Materie. Am Ende kann diese vergehen, ohne daß jene mehr als ihre Stütze verlöre.

Mendelssohn.

Verstand und Herz.

Ein Hausgespräch am langen Winterabend.

Ein Vater saß mitten unter seinen Kindern, die sich durch Spiele, Scherze und Gespräche den langen Winterabend kürzten. Dießmahl hatte ihr Gespräch eine sehr philosophische Miene: denn sie stritten über Geist und Herz, und was jedes von beyden für Eindrücke gewähre? das macht: dieß waren metaphysische Kinder. Die Knaben nahmen natürlich alle die Parthie des Verstandes, weil sie sehr verständige Knaben seyn

wollten; die Mädchen alle die Parthie des Herzens, und logirten also die größte Wirkungskraft im Menschen tiefer hinunter. Jene mahnten dazu Gesichter, in denen alle Eindrücke des Geistes sichtbar seyn sollten; diese schnitten flammende und gestülgelte Herzchen aus, von denen sie behaupteten, sie flogen sehr schnell, und zündeten überall und brennten ewig. Als sie sich, wie leicht zu erachten war, nach langen Replikten nicht vereinigen konnten, gingen sie ihren Vater an, der, eine doppelte Schlafmütze auf seinem greisen Haupte, zwischen ihnen seine Pfeife rauchte und an etwas anders dachte. Er wachte wie aus dem Traume auf, da ihm von seinen Knaben und Mädchen die Frage vorgelegt ward:

„welche Eindrücke oder Empfindungen wahrer und dauernder sind? ob die des Verstandes oder des Herzens?“
 „Eindrücke und Empfindungen?“ Er schob die Schlafmützen zu beyden Seiten. „Wahrer und dauernder?“ Er schob sie nochmahls herum und rückwärts. „Des Verstandes oder des Herzens?“ Er nahm sie beyde ab, legte sie auf den Tisch, klopfte die Pfeife aus, und sprach: „Das, meine Kinder, ist eine schwere Frage. Ich möchte wissen, wie ihr auf die kommt?“

Sie sagten einhellig, daß es zugleich eine sehr wichtige Frage sey, indem sie zu ihrer ganzen Bildung und Lebensführung die Form und den Grundriß gebe. Sie müßten genau wissen, wie sich Verstand und Herz zu einander verhalte? wo jedes logire, und was es beherbergen könne? wie bequem und dauernd die Herberge sey? u. s. f.

„Wenn nichts weiter ist,“ sagte der Alte, und setzte seine beyden Mützen wieder auf, „so ist die Sache leicht entschieden. Braucht beyde recht, meine Kinder, wie und wozu sie euch Gott gegeben. Bringt vor den Verstand, was vor ihn gehört, und vor euer Herz, desgleichen. Sucht mit jenem richtig zu denken, mit diesem treu und rein zu empfinden: so sind ihrer beyder Eindrücke und Empfindung wahr und ewig. Endlich sucht sie beyde, so viel möglich, zu gesellen, denn Gott gab sie euch

ja in Eine Menschheit: den Verstand in den Kopf, das Herz in die Brust. Also laßt euer Licht leuchten vor den Leuten, oben; und euer Lämpchen rein brennen in der Mitte eures Wesens. Das Herz muß nicht ohne Kopf galoppiren, und euer Kopf nicht ohne Brust und Herz eine kalte, steinerne Büste werden: so werden sich mit der Zeit beyde zusammen finden und vereinigen, und ihr werdet durch beyde glücklich werden; ohne das wird's immer mit euch verdorben Werk bleiben. — Was habt ihr da gemacht? Köpfe? — Warum Köpfe? Habt ihr je Köpfe ohne Rumpf wandeln gesehen? Und ihr, was habt ihr? geflügelte Herzchen? Nun denn, welche Kinder ihr seyd! Seht ihr je brennende Herzchen fliegen? und daß ihnen der körperlose Flug wohl bekommen wäre? Mahlt doch wenigstens in's Herz ein Auge hinein, so habe ich nichts gegen eure Symbolik.“ „Water,“ schrien die Mädchen, „das bedeuten schon die Flammen und die Flügel: wo's brennt und fliegt, da bedarf man kein Auge, da ist das Auge schädlich?“ „Glaubt's nicht, kleine Thörinnen, ein fliegendes Herz ohne Auge fliegt überall an, wird allenthalben gespießt und verwundet. Ein immer brennendes Herz brennt sich aus.“ — „Aber, Water, ein Herz, das ganz Auge ist, ist auch zu delicat, und kann nirgend ruhen. Wo es hinkommt, steht's zu genau, zu nah, und will immer weiter.“

Der Water. Ich sage euch nicht, daß eure Herzchen ganz Auge seyn sollen, nur sollen sie Augen haben: eben damit sie wissen, wo sie Ruhe finden können, und wo sicher zu ruhen sey. — Aber genug des Bildes. Ich will meine Pfeife anzünden, und einen kleinen Katechismus über Verstand und Herz mit euch anstellen. Seyd ihr zu antworten fertig? Es wird sich sodann ergeben, auf wessen Seite der Sieg sey?“ — Sie waren alle dazu sehr bereit, und der Water hob an:

„Nicht wahr, Mädchen, euch ist von eurer ältern Schwester bekannt, was sie in ihrer Ehe gelitten hat, und noch leidet; und ihr wisset doch, sie hat aus bloßer Liebe geheirathet. Es war Herzens-Affaire bey uns, die sie lang unterhielt, von

der sie sich durch nichts abwendig machen ließ; denn ich und alle, die sie liebten, widerriethen ihr die Heirath. Was meint ihr, woran der Fehler ihrer Wahl lag?" —

„Am Mangel ihres Verstandes,“ riefen die Knaben, „den sie nicht zu Rathe gezogen; sie hat bloß mit ihrem Herzen gewählt. Und, leider! jetzt hat sie's oft bereut.“

„Also meint ihr, waren die Eindrücke ihres Herzens nicht richtig; aber seht! lebhaft und also wahr waren sie doch immer: ja auch dauernd sind sie; denn sie liebt den treulosen, niedrigen Ehemann noch jetzt, wie sie ihn am Tage der Verlobung liebte. Und dem Mangel ihres Verstandes könnt ihr's doch auch nicht zuschreiben; denn sie ist von jeher ein kluges Mädchen gewesen, und hat ihre Wahl lange geprüft. Ihr Bräutigam ist oft von uns gesichtet, und seine Fehler sind ihr deutlich genug vorgehalten worden. Woran lag's also?“

Die Knaben. Sie hat nicht recht geprüft: ihr guter Verstand war von ihrem Herzen bestochen, daß sie also nichts mehr an ihm im rechten Lichte sah. Sie liebte ihn zu sehr, als daß sie ihren Verstand recht brauchen, und auch die böse und schwache Seite von ihm hätte sehen können. Die Eindrücke des Herzens sind also ohne Beyhülfe des Verstandes allemal trüglisch, wenn sie auch noch so dauernd wären?

Vater. Trüglisch und dennoch dauernd? wie reimt sich das?

Knaben. Nichts reimt sich leider mehr, Vater. Trüglisch, wenn man sie vor den Verstand fordert; denn das hat die Erfahrung bewiesen. Sie träumte bey ihm Liebe und Glückseligkeit zu finden, und findet Elend. Dauernd aber sind sie in ihrem Herzen selbst, weil sie ein so gutes Geschöpf ist, dessen kleinen Finger ihr Unwürdiger nicht verdient.

Vater. Also meint ihr, das Herz könne ohne Verstand sehr dauernde Eindrücke fassen, selbst wenn jener ihm die übeln Folgen derselben, mithin den Irrthum, den es beging, täglich zeigt. Aber was macht sie denn dauernd?

Die Knaben waren verlegen zu antworten, und die Mädchen nahmen sich also ihrer Schwester an. „Unmöglich, Vater,

könnten ihre Empfindungen so dauernd seyn, wenn sie nicht auch in sich und vor dem Auge des Verstandes Wahrheit gewesen wären. Er hatte wirklich alle das Gute, was unsere Schwester an ihm sah, und hat's noch; sehen Sie aber, wie stark die Wahrheit ihrer Empfindungen und Herzensindrücke seyn muß, daß sie ihm auch die Fehler verzeiht und übersieht. Wann thut das der Verstand? Er macht lauter Spiegelgefechte pro und contra, und gibt nie einen wahren Eindruck.

Vater. Nie einen wahren Eindruck, meine Töchter?

Töchter. Daß er des Namens „Eindruck“ werth wäre — nein, Vater! den gibt allein das Herz. Jener gibt bloß Ideen, bey denen wir unthätig, unentschlossen und kalt bleiben. Heißt das Wahrheit? heißt das Empfindung oder Eindruck? — Sehen Sie doch die größten Verstandeshelden an; was sind sie für arme Tröpfe! Sie wissen alles und fühlen nichts; wissen alles, aber können und thun nichts; sind heute von einer Sache überzeugt und morgen nicht mehr, wenn ein neues Staubkörnchen auf die sogenannte Waagschale ihrer deutlichen Bewegungsgründe fällt. Wir haben uns das Herz: das gibt auf Einmahl wahren, lebhaften, vielseitigen, dauernden Eindruck. Ein Mensch, der herzlich überzeugt ist, redet auch herzlich, und jedermann glaubt ihm. Ein Mensch, der herzlich überzeugt ist, bleibt auch dabey, und läßt sich darüber tödten, da der Verstand immerdar wankt, nie zum Schluß kommt, und wenn er reden will, mit seinem kalten Abwägen der Bewegungsgründe keinen todten Hund überzeugt.

Vater. Nun, meine Töchter, ihr redet wirklich wie die flammenden geflügelten, Herzchen. Ihr nanntet die Herzensindrücke wahr: das läugnet euch niemand, wenn ihr sie als das, was sie sind, als lebhafte Empfindungen, betrachtet. Ihr nanntet sie vielseitig; auch das gebe ich euch zu: denn das Herz faßt viele Seiten auf Einmahl; sonst wären seine Empfindungen nicht so lebendig. Ihr nennt sie dauernd; das mag seyn, es mag aber auch nicht seyn: sobald sich die Seite des Gegenstandes verändert, und gerade in diesem Herzen an-

dere, oft entgegen gesetzte, Empfindungen erregt. Endlich den Eindruck, den die Sprache des Herzens auf A n d e r e macht, könnt ihr gar nicht für euch anführen, denn oft geschieht der Eindruck bloß durch Übertreibung, und verändert sich eben so schnell, wie sich die Sache selbst wendet. Also redet noch nicht von den Wirkungen, sondern von dem, was da wirkt: nicht von den Empfindungen des Herzens, sondern von dem, was das Herz empfinden m a c h t; ob in i h m Wahrheit und Dauer sey? Ist's darin, so werden die Empfindungen des Herzens immer folgen."

„Da sind wir,“ riefen die Knaben, „auf dem rechten Wege, und dieß, was die Wirkung macht, kann allein der Verstand prüfen. Das Herz überläßt und kann also nie über die Wahrheit Einer Sache in der Welt sichern. Es gibt oder nimmt zu viel, und kann also nichts deutlich und klar geben oder nehmen. Es schwebt immer im Dunkeln, geht in der Irre einher; der Verstand allein gibt Licht und Wahrheit. Der theilt die Gegenstände und wendet sie von Seite zu Seite. Er leuchtet mit dem Lichtstrahl, und will nicht mit der Fackel zünden. Er zieht, wohin er greift, und tastet von allen Seiten, weiß also auch, was er hat und empfängt. Wenn er langsam geht, geht er sicher; und wenn er seine Schätze zuzählt und nicht in einer Überschwemmung zuregnet, so sind sie auch dafür lichte Goldkörner; sie dauern. Das Wasser der Herzensüberschwemmung verläuft wie ein Schneeguß von den Gebirgen."

Die Schwestern fielen ihnen in die Rede, und sagten, daß das nicht so sey, daß, wenn das Herz viel auf einmahl gebe, es d e ß w e g e n weder Falschheiten noch bloße Vergänglichkeiten geben dürfe; vielmehr in dem V i e l e n liege das D a u e r n d e, das W a h r e. „Der Verstand theilt,“ sagten sie, „aber er theilt willkürlich, unnatürlich, und also eben damit ist er die Quelle aller Richtigkeit und Falschheit. Er zergliedert, was die Natur zusammen setzte, abstrahirt, was sich uns ganz darstellte; kurz, mit Erlaubniß zu reden, er schindet den Gegenstand, und verstümmelt ihm Nase und Ohren. Was kann der scharfsinnige Verstand, der spottende Wit, die grübelnde

Wernunft nicht aus einem Gegenstande machen? und hat sie nicht aus Jeglichem Alles gemacht, was ihr einfiel?"

„Das ist alsdann kein richtiger Verstand," riefen die Knaben hinein; aber die Mädchen kehrten sich daran nicht, sondern fuhren fort, die Eindrücke des Herzens zu preisen. „Das Herz," sagten sie, „nimmt alle Gegenstände ganz auf, wie sie sind, wie sie die Natur geformt hat: es zertheilt und zerstückt nicht, darum gibt es auch so große, ganze Wirkung. Lehrt uns Ein Eindruck des Herzens nicht mehr, als hundert Eindrücke des Verstandes? Gräbt und ahnet es nicht tiefer, und bringt gleichsam das Unsichtbare an's Licht? Welch ein Reichthum von Wahrheit liegt in den Sympathien und Antipathien des Herzens, von denen der blinde Verstand kein Wort weiß, ja von denen er sich kein Wort erklären kann, wenn sie auch schon unläugbar vor ihm liegen? Wie viel ahnet nicht ein Kind, ein herzlicher Mensch, bloß nach dem ersten, unbestochenen Eindruck! Sobald er sich's erklären will, und den Eindruck zergliedert, flieht die Wahrheit: er räsonnirt ihn sich hinweg und räsonnirt sich in die Lüge.

Water. Ich muß mich des Verstandes annehmen, Mädchen, ihr macht's zu arg. Auch der erste Eindruck ist des Verstandes und nicht des Herzens. Nur gibt es einen grübelnden Verstand, den man meistens die spitzfindige Wernunft nennt, und einen gesunden; des letzten ist der gute Eindruck, des ersten das späte Grübeln. Allerdings sagt der erste Eindruck viel, weil er unbefangen, schnell und ganz ist; er kann sich indeß doch auch trügen und muß sodann rectificirt werden. Wenn ihr auf den Verstand scheltet, der ihn rectificirt, so scheltet lieber auf die Erfahrungen, die ihn dazu zwingen, die ihm das erste Gemälde umkehren oder oft mit Schmerzen zergliedern. Unmittelbare Eindrücke auf's Herz gibt's in dieser sublunarischn Welt nicht: sie müssen immer durch einen Theil des Verstandes gehen; wohl, wenn sie durch's rechte Thor passiren: denn der Verstand hat auch seine falschen Pforten, wie die Träume.

Mädchen. Und welches ist die falsche Pforte?

Vater. Er hat mehr als eine, und damit ich euch nicht böse mache, mag die erste seyn: die speculirende Vernunftpforte. Seht, da gehen keine ganzen Gestalten hinein, sondern Schatten; zum Unglücke gar falsch abgezogene, verstümmelte Schatten, wie ihr sie beschrieben habt; das nennen manche Philosophen abstrahiren, d. i. die Begriffe bis auf's Hemd ausziehen; oft aber nehmen sie ihnen die Haut und einige Glieder mit. Solche Philosophen gebe ich euch Preis. Mit ihrer Abstraction machen sie selten Eindruck, sie wollen auch keinen machen; sie wollen nur um die Region des Verstandes wetterleuchten. Ihnen glaubt keiner, denn sie glauben sich selbst nicht: aber desto mehr zanken sie mit einander und spießen Worte. Nehmt euch in Acht vor ihnen, meine Söhne, und bleibt dem guten, gesunden Verstande treu; die grübelnde Vernunft liefert euch nur Spinnengewebe statt Seide. Es ist, Mädchen, als ob ihr ein Buch laset und wolltet alle a, e, i, o, u heraus abstrahiren; wird euch das Lesen leicht und angenehm seyn?

Söhner. Ey nein, Vater, sollen wir das Buchstabiren umsonst gelernt haben? Und dann, die abstrahirten Wörter würden ja so löcherig aussehen, als eine zerschossene Armee.

Vater. Das ist ein kriegerisches Gleichniß; und setzt hinzu, daß den Wörtern noch gar alle Augen ausgeschossen sind (das sind die Vocalen), und gerade das thut oft der Grübler. Er bemerkt Alles, nur nicht den Geist einer Sache, den läßt er sich entweichen, denn der läßt sich nicht zergliedern. Buchstabirt also immer recht, meine Kinder, und laßt keine Buchstaben aus; thut's auch bey den ersten Eindrücken, und haltet euch dabey hübsch an die alte Rechtschreibung; dann werden, will's Gott, eure Eindrücke, es mögen die ersten oder die letzten seyn, ihr möget sie in den Geist oder in das Herz logiren, so wahr, richtig und dauernd seyn, wie sie's für ein armes menschliches Geschöpf können, das nur zwey Augen und Einen Menschenverstand hat, weil es ja auch nur Ein Herz haben

sollte. Ist euer Verstand gesund und auf guter Hut: so läßt er nichts Unrechtes oder Zweydeutiges durchpassiren, fordert dem Passagier den Paß ab, durchsucht auch wohl sein Felleisen. Wenn's an die Taschen gehen soll, muß Verdacht da seyn; und freylich auch hier ist Irrung möglich. Indes wenn der Thorschreiber redlich und geschick ist, wenn er auch selbst aus seinen Fehlern lernt: so wird er mit der Zeit immer weniger Irrthümer machen, und das ist alles, was man von ihm fordern kann. Nur um Gotteswillen, Kinder, reißt das Thor des Verstandes nicht ein, weil sein Thorschreiber Fehler machte; es ist und soll billig das einzige Hauptthor zur Menschheit seyn. Alles Übrige sind nur Schleichwege und Hinterpförtchen."

Die Knaben klatschten und fingen an, ein großes Thor, mit sammt der Thorschreibersbude zu mahlen. Das Thor selbst gerieth frey, hübsch und licht; es hatte einen schönen Bogen und die Überschrift:

Dem Verstande.

Sie wollten auf beyde Flügel noch hinzufügen: denn sein Eindruck ist wahr und ewig; als ihnen der verwünschte Thorschreiber in's Auge fiel, dessen Bude ihrer Aufschrift wirklich ein Pasquill machte: denn wenn alle Eindrücke des Verstandes wahr und ewig wären, so brauchte kein Thorschreiber zu seyn. Ihre Aufschrift auf die Thorflügel hätte nichts gesagt, als: unsers Thorschreibers Bude, Protokoll und Wachsamkeit ist wahr und ewig, und das wollten sie nicht sagen. Sie ließen also die jubelnde, zweyte Aufschrift weg, und das Thor wurde noch nicht zur Siegespforte decorirt.

"Aber Vater," sagten die Schwestern, "Sie haben zuerst ein Nr. 1. gesetzt, wie der Verstand auch Hinterthüren und Schleichwege hat; wollen Sie nicht Nr. 2. hinzuthun?"

Vater. O ja, meine Töchter, es ist das Pförtchen des Herzens. Es ist um so viel gefährlicher, weil nichts als Liebes da durchgelassen wird, und weil man es so gern öffnet. Diese Pforte ist ganz contrebant: denn auch alles Liebe muß zuvörderst durch's große Thor h'nein.

Die Brüder fingen nun an, ihr großes Verstandesthor zu decoriren; die bestürzten Mädchen nahmen sich ihres Herzenspförtchen an, und sagten:

Töchter. Aber Vater, wie können Sie doch so hart und gemein seyn? Das garstige große Thor des Verstandes, wo alles durchpassirt, Schafe und Ochsen, Vieh und Menschen; wer mag da immer im Licht stehen, sich drängen und im Koth wandeln? Unser Thürrchen ist uns so nah, es ist so lieblich. Man ist durch dasselbe gleich im Garten und was zu uns kommt, buckt und duckt sich, weil das Thürrchen klein ist. Durch das große Verstandesthor ist uns so viel Widriges gekommen, so viel Turbulentes; hier kommt alles so sacht, so leise —

Vater. Und geht auch alles so leise heraus? Betrügt euch nicht, meine Kinder, mit euerm Herzenspförtchen; es ist das Gefährlichste, was ihr habt. Hinein geht's lieblich; aber hernach sticht's, wie eine Schlange, und brennt, wie eine Doter, oder will gar nicht wieder heraus, weil es durch einen Schlupfwinkel hinein kam. Die Obrigkeit könnt, dürst und wollt ihr nicht requiriren, daß sie den Gast hinaus treibe: denn ihr nehmt ihn ja selbst gern und willig, ja wider die Gesetze durch diese Thür auf. Ihr fürchtet also Scham und Abndung; oder wenigstens flieht ihr das offenbare Geständniß, und so bleibt mancher Gast sitzen, nur euch zu quälen und zu turbiren. Glaubt ihr, daß alle Wirkungen auf's Herz, weil sie dauernd, auch deswegen erfreulich sind? Ach, es gibt Qualen und Peinigungen des Herzens, die Mancher sich gern verwünschen möchte.

Töchter. Ja, Vater, da peinigt der böse Verstand das Herz; wenn man nur dessen los werden könnte!

Vater. Glaubt das nicht, meine Kinder! Die Gäste peinigen es, die darin wohnen: sie zerkragen die innern Wände desselben, daß Blutströme von allen Seiten herab rinnen, weil ihr Appetit nicht mehr befriedigt wird und nicht mehr befriedigt werden kann. Endlich geräth das Herz in Verzweiflung

über seine traurige Gestalt und über die Gäste in demselben; es peinigt, brennt sich, und möchte sich gern aufreißen, daß aus der Asche ein junger Phönix werde. Die Empfindungen, so dauernd sie seyn mögen, sind nicht holdselig.

Töchter. Aber, Vater, warum die böse Seite der Sache? Es gibt auch gute Gäste, die mit ihrer erquickenden Gegenwart erwärmen und belohnen.

Vater. Die, meine Töchter, scheuen nie das Licht, und ärgern sich nicht an der Pforte des Verstandes. Sie lassen sich examiniren, und der Verstand, weil er der ältere Bruder des Herzens ist, examinirt sie schnell und leicht; es sey denn, daß das Herz oder der Fremde ihm Argwohn gebe. Also rathe ich euch, vor der Hand noch, euer Pfortchen zuzuthun, und das Herz mit dem Verstande desto mehr in gutes Vernehmen zu setzen. Laßt jenes sich gut aufführen, und keine Winkelzüge suchen, damit dieser ihm den Zugang nicht erschwere.

„O Vater,“ riefen die Knaben, „daraus wird nichts. Das Herz ist eine Hexe, sobald es mit dem Verstande zu thun hat, und besticht ihn. Es will nicht Schwester, sondern immer Geliebte seyn. Es caressirt seinen eigenen Bruder, damit dieser nur wieder ihre Liebhaber caressire, und so wird des Unfriedens und des Unfugs kein Ende.“

Vater. Und was wollt ihr denn, Knaben? wollt ihr das Herz gar hinaus werfen, nur damit es den Zugang zum Verstande nicht mehr habe? Herz muß Herz bleiben: denn es ist der Menschheit so wesentlich, als der Verstand. Der Thorschreiber ist der Stadt wegen da; nicht die Stadt des Thorschreibers wegen. Laßt das Herz eine Zauberinn seyn, die gern verführen will; dagegen ist der Verstand, Verstand. Er hat die Augen im Kopfe, und hat Amt und Pflicht auf sich; er muß mit seiner Schwester nicht buhlen, sondern ihr Bestes besorgen wollen. Und glaubt nicht, daß alle Herzen so coкет sind; es gibt auch einfältige gute Herzen, die sich gern vom Verstande leiten lassen, und ihn nicht betrügen mögen.

Töchter. Das sind meist ein bißchen dumme Herzen, Vater.

W a t e r. Sagt ihr das, Mädchen? Wißt also, das Herz ist immer dumm, wenn's ganz ohne Verstand ist, so klug es sich dünke. Aber was habt ihr da Neues gemahlt? Was haben die Herzchen für schöne Thürchen bekommen? mit so feinen Bändern und gar mit Blumen bekränzt! Nur das Schloß fehlt.

Töchter. Das wollen wir gleich hinzumahlen, und der Schlüssel hängt inwendig, daß wir aufschließen können, wem wir wollen. Wir wollen keinem aufschließen, Water, als dem Guten, dem Lieben, dem Schönen, nur bewahren Sie uns vor dem fatalen großen Verstandesthor.

W a t e r. Aber, Kinder, wie könnt ihr wissen, was gut und schön ist, wenn keine Pforte des Verstandes wäre? Wohl- an, ich weiß eine Auskunft. Alles, was zum ersten Mahle kommt, weist ab, wenn es nicht den Passport vom Verstande mitbringt. Kennt ihr eure Gäste schon lange, sind sie oft da gewesen und haben sich treu und redlich erwiesen: nun so könnt ihr ihnen, der Kürze wegen, das Thürchen auch unmittelbar öffnen.

Töchter. Also bleibt doch das Thürchen! Triumph!

W a t e r. Es bleibt. Nur als ein geheimes Pfortchen der Vertraulichkeit und Freundschaft, was nicht immer offen stehen, was wohl bewacht werden muß, damit sich nicht Diebe und Räuber hinein schleichen. Der Verstand aber ist und bleibt die Hauptpforte.

Die Knaben hatte ihre Ehren- und Triumphpforte fertig.

W a t e r. Eine schöne Pforte! Aber nun, sehet ihr nicht, was da fehlt?

K n a b e n. Nein, Water.

W a t e r. Sehet ihr nicht, es ist und bleibt eine nackte, kahle Pforte? Wo wollt ihr die Fremden hinein logiren, wenn's auch die edelsten wären? In die Thorschreiberbude? Ihr seht also, ihr braucht das Herz, wie das Herz euch braucht. Der kalte Verstand ist nur P f o r t e, das Herz ist W o h n u n g.

Töchter. Triumph! Triumph! und unser Thürchen wird geöffnet. Im Herzen wohnt sich's so warm, so lieblich, nur

wir brauchen doch nicht Alles aufzunehmen, was durch jenes Windthor kommt?

Vater. Beyleibe nicht! da würde euer Kämmerchen bald viel zu klein seyn. Nehmt auf, was euch das Beste, das Lieblichste dünkt, was ihr kennt, mit dem ihr freundschaftlich und vertraut seyd; das Ubrige behilft sich auf den Straßen. Eure Wohnung muß ein kleines Heiligthum bleiben.

Töchter. Und über diese Auswahl hat der Verstand nicht zu commandiren?

Vater. Zu commandiren nicht, aber brüderlich und mit Gründen zu rathe; ihr könnt ihm aber auch abschlagen, was er begehrt, denn das Herz ist und bleibt Herr über seine eigene Wohnung; es ist nicht Clavinn, wo es nicht gern und mit Überzeugung gehorcht. Ueberdem fordert der Verstand nur leise; er pocht und tumultuirt nicht; er wird also die Herrinn des Hauses nicht bestürmen. Seine abschlägige Antwort trägt er ruhig, und überläßt das Herz seinem eigenen Schicksal.

Töchter. Gut also, daß wir doch über unsere Wohnung Herr bleiben.

Vater. Das bleibt ihr, und ich muß euch sagen, daß über die Aufnahme in's Herz und über die Zimmer, die man dem Gegenstande da einräumt, das Herz allein entscheiden kann. Es kennet sich selbst; der Verstand hat von ihm nur eine äußere Kenntniß. Es hat einen Wächter in sich, der zwar blind ist, aber was diese Wohnung anbetrifft, viel genauer fühlt, als der Verstand sieht; denn dieser hat nur die allgemeine Übersicht der Dinge, und versteht sich auf die engsten Geheimnisse des Herzens nicht. Ueberdem hat es noch eine Wächterinn von außen — wißt ihr, Mädchen, wie die Wächterinn heißt?

Töchter. Ist's nicht die Unschuld, mein Vater?

Vater. Ihr habt recht: haltet die Wächterinn theuer und werth; sie bekränzt euer Herz mit Lilien und Rosen. Was sie hinein läßt, ist von wahrer und ewig angenehmer Wirkung. Nun werdet ihr auch den andern blinden Wächter errathen.

Töchter. Es ist doch nicht die Liebe?

Vater. Es ist so etwas. Wir wollen es aber, des mißbrauchten Wortes wegen, nicht Liebe, sondern Trieb des Herzens nennen. Wenn er die Wächterinn von außen nicht stört und nur unter dem wählt, was der Verstand nicht für völlige Contrebande erklärt hat, so wählt er in Geschäften des Herzens viel richtiger als der Verstand; er steht auf eine uns unbegreifliche Art sehr tief, fühlt innig; dazu umfaßt er warm und feurig, und wenn er gut gewählt hat, verwahrt er auf ewig. Bekränkt also euer Herz von allen Seiten, nur postirt's nicht vor den Verstand, sondern hinter ihn und auf einen schönen freien Platz, aus dem Thorgebränge hinaus, in eine schöne Gartengegend. Macht ja, daß außer der Verstandespforte nichts zu ihm komme, und daß es nicht zu vielen Überlauf habe; das letzte um seiner eigenen Freyheit und Ruhe wegen, daß es seine Wahl frey behalte und nicht bedrängt werde.

Töchter. Wir wollen's also in eine holde Wüste mahlen.

Vater. Auch das eben nicht; denn da kommt vielleicht nichts Gescheides zu ihm, und so muß es sich (leer will's einmal nicht bleiben) mit Ungeheuern behelfen. Die rechte Distanz zu treffen, ist die größte Klugheit des Lebens.

Töchter. Aber, Vater, wenn's Flügel hätte, und rückte bald näher, bald weiter?

Vater. Um Gottes willen, keine Flügel! Ich kann einmal die geflügelten Herzen nicht leiden. Euer Herz muß Ruhe finden und festen Standpunct; es muß ein beständiges, treues Herz werden, sonst flieht ihm seine Wächterinn von außen, und der Wächter von innen flieht sich matt, wund, arm und todt. Zuletzt will niemand mehr zu euch, denn er weiß ja nicht, wo ihr morgen mit ihm hinaus wollt.

Töchter. Aber, Vater, der Trieb, den Sie so hübsch und beredt zum innern Herzenswächter machten, wie kann er besser angedeutet werden, als durch Flamme und Flügel?

Vater. Daß ihr Mädchen doch immer recht haben wollt! Und ich sage euch, Flügel und Flamme taugen nichts zum Her-

zen, noch weniger zu seinem Wächter. Legt das ganze kindische Symbol ab, und mahlt euch ein schönes Haus oder einen schönen Tempel des Herzens hinter die schöne und offene Pforte des Verstandes. Ich will euch zu beyden die Aufschrift geben. Zur Pforte:

Dem ewigen Verstande.

Dies schließt in sich, daß seine Eindrücke wahr seyn müssen, denn sonst können sie nicht dauern. Und auf eure Hütte oder Tempel schreibt:

Dem guten Herzen.

Das schließt schon in sich, daß seine Empfindungen der Wahrheit gemäß seyn müssen, so sind sie weder gut, noch angenehm, noch ewig. Alle Phantome, sie mögen sich dort oder hier zeigen, zerstreut der Tag, das ewige Licht, der Quell und Richter aller Güte, wie aller Liebe. Ihr Knaben laßt aus eurem Thore die Wechselbude und Accis-Einnehmerey weg: macht es fest und schön, und setzt die lichte Sonne d'rüber. Ihr Mädchen, mahlt in euren Tempel den Altar der Unschuld und auf ihm die reine Flamme der Freude, des Dankes, der Freundschaft und Liebe. Und nun bekränzt Alles aufs beste, wie ihr wißt und könnt; vor allen Dingen aber macht eure Seele zu beydem!" — Der Alte schwieg.

„Sie sind auf einmahl so stille und traurig, Vater!" sprachen Beyde.

Vater. Nicht traurig, meine Kinder, aber still und sehnend. Ich dachte eben nach, was es mit unserer Sprache und unserem Leben, kurz, mit unserer Menschheit hier für ein armseliges Ding sey. Wir zertheilen und müssen zertheilen, was Eins ist: ich bin alt und sehne mich nach dem Zustande, da wir nicht mehr zertheilen, da Verstand und Herz Eins seyn werden, die Pforte des reinen Verstandes auch die Pforte zum reinen, vollen, glückseligen Herzen seyn, und nichts mehr getrennt werden kann. Eure Mutter ist vor mir; dort wird sie mit mir Eins seyn; eure Schwester wird glücklich seyn, die hier ein Opfer ihres guten Herzens geworden; unsere Seelen-

kräfte werden Eins seyn, wie sie es auch hier schon wirklich wären, wenn unser zertheilster träger Körper sie nicht theilte. Bereitet euch, meine Kinder, zur Eintracht des Verstandes und Herzens hienieden, so werden ihrer beyder Eindrücke und Empfindungen nicht mit Jahren, Tagen, Stunden und Lebensaltern wechseln, sondern einander befestigen und stärken, und so sind ihrer beyden Wirkungen, auch in Freundschaft und Liebe, über's Grab hin wahr und Eins und ewig.

Der Alte klopfte seine Pfeife aus, und allesammt, die Verfechter des Verstandes und des Herzens, gingen versöhnt und ruhig zu Bette.